

Zeitschrift: Der Freidenker [1927-1952]
Herausgeber: Freigeistige Vereinigung der Schweiz
Band: 17 (1934)
Heft: 13

Rubrik: Feuilleton

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

hoch, als dass er jener Reihe der Hirnswachen beige-
 gesellt werden dürfte, die für die «Intelligenzbestie» nichts als Hass
 und Geifer übrig haben — da sie Geist gegen Geist nicht bie-
 ten können. Sie berufen sich auf «das Blut», «die Art», «die
 Rasse» —: im heutigen Europa, ernstlich gesprochen, grosse
 Nullen. Und sie dünken sich tatsächlich «Edelrasse» und Vor-
 zugsmenschen, was sie mit nichts anderem zu begründen wis-
 sen als nur damit, dass sie es selbst von sich behaupten.
 Und demgemäss die europäische Geschichte Kopf stehen las-
 sen. Und wieder wollen sie glauben machen, dass die Ge-
 schichte auf ihre Geheiss wirklich Kopf stünde. Als liesse
 die Geschichte aus sich ein blosses Bilderbuch einer auf
 eigene Art zugeschnittenen Rassenkunde machen! Die Welt
 lacht darüber, und am lautesten würde wohl Nietzsche selbst
 darüber lachen. Wie heisst es doch in seinem Buch «Zur Ge-
 nealogie der Moral»? Man höre den «Propheten» und aus-
 posaunten Jasager der Ideologien Hitlers und v. Rosenbergs»:
 «Wieviel Verlogenheit und Sumpf gehört dazu, um im heuti-
 gen Mischmasch-Europa Rassefragen aufzuwerfen! (gesetzt
 nämlich, dass man nicht seine Herkunft in Borneo und Hor-
 nes hat) Maxime: Mit keinem Menschen umgehen, der an
 dem verlogenen Rassenschwindel Anteil hat.»

Die Quelle, die den Nationalsozialismus trinkt, ist der Hass,
 insbesondere der Juden Hass. Wenn in dieser Ideologie alle
 anderen Völker minderwertig sind, wie recht minderwertig
 müssen erst die Juden sein! Welch ein vortreffliches Schlag-
 wort ist der Jude, und der Juden Hass welch ein Köder für
 die Massen, die Not leiden und vor welchen man die eigent-
 liche Ursache der Not verborgen haben will! «Die Bibel des
 Dummkopfs», der Antisemitismus, war Nietzsches Bibel nicht.
 Wie stand er dazu, er, der von den Machthabern des dritten
 Reiches annektierte Prophet? Ich gedenke nicht alles anzufüh-
 ren, was in seinen Werken, Positives oder Negatives, über
 Juden geäussert wird; lediglich seine Stellung zum Antisemi-
 tismus, dem Idee- und Geschäftskern der Nördlinge, soll hier
 gestreift werden. Theodor Fritsch, der Herausgeber der anti-
 semitischen Halbmonatsschrift «Der Hammer» (etwas feiner
 in seinen Nuancen als der «Der Stürmer» des berüchtigten
 und heute tonangebenden Julius Streicher) bedachte Nietzsche
 regelmässig mit antisemitischer Lektüre und nahm mehrere
 Versuche vor, den grossen Denker zum «Rassenglauben» zu
 bekehren. Als der Antisemiten-Missionar jedoch zudringlich
 zu werden begann, richtete Nietzsche an ihn zwei Briefe, aus
 denen einige Stellen erwähnt seien, die die weltweite Distanz
 zwischen Nietzsche und seinen angeblichen Bekennern am
 deutlichsten vergegenwärtigen. (Die Briefe waren veröffent-
 licht in «Dem Neuen Tagebuch», Heft 18, 1933.)

In dem Brief, datiert zu Nizza am 23. März 1887 steht
 folgendes zu lesen: «Die Juden sind mir, objektiv geredet,

interessanter als die Deutschen; ihre Geschichte gibt viel
 grundsätzliche Probleme auf. Ich gestehe übrigens, dass ich
 mich dem jetzigen «deutschen Geiste» zu fremd fühle, um
 seinen einzelnen Idiosynkrasien ohne viel Ungeduld zusehen
 zu können. Zu diesen rechne ich die Sonderheit des Antisemi-
 tismus. Oh, wenn Sie wüssten, was ich im vorigen Frühling
 über die Bücher jenes ebenso gespreizten wie sentimentalen
 Querkopfes, der Paul de Lagarde heisst, gelacht habe! Es fehlt
 mir offenbar jener «höchste ethische Standpunkt», von dem
 auf jener Seite die Rede ist».

Am 29. März desselben Jahres dann wieder, da Fritschens
 Bekehrungswut ihm schon gar zu lästig geworden war: «Doch
 bitte ich darum, mich fernerhin nicht mehr mit diesen Zu-
 sendungen zu bedenken: ich fürchte zuletzt für meine Geduld.
 Glauben Sie mir: dieses abscheuliche Mitredenwollen naiver
 Dilettanten über den Wert von Menschen und Rassen, diese
 Unterwerfung unter «Autoritäten», welche von jedem beson-
 neneren Geiste mit Verachtung abgelehnt werden, diese be-
 ständigen absurden Fälschungen und Zurechtmachungen der
 vagen Begriffe «germanisch», «semitisch», «arisch», «christ-
 lich», «deutsch» — das alles könnte mich auf die Dauer ernst-
 haft erzürnen und aus dem ironischen Wohlwollen heraus-
 bringen, mit dem ich bisher den tugendhaften Velleitäten und
 Pharisäismen der jetzigen Deutschen zugesehen habe. Und
 zuletzt, was glauben Sie, dass ich empfinde, wenn der Name
 Zarathustra von Antisemiten in den Mund genommen wird?»

So sieht der Grundstein, auf dem die nordisch-germanisch-
 arische Feste der Nördlinge aufgebaut ist, in den Augen ihres
 «Propheten» aus.

Und dennoch, er hat sie nicht nur vorausgesagt, sondern
 bis in die Nieren durchschaut. «Ich mag sie nicht, — heisst
 es in „Zur Genealogie der Moral“ — diese neuesten Speku-
 lanten in Idealismus, die Antisemiten, welche heute ihre Au-
 gen christlich-arisch-biedermännisch verdrehen und durch
 einen jede Geduld erschöpfenden Missbrauch des wohlfeilsten
 Agitationsmittels, der moralischen Attitüde, alle Hornvieh-
 Elemente des Volkes aufzuregen suchen.»

Wie Nietzsche über Franzosen und französischen Geist
 dachte, ist zur Genüge bekannt. «Vernegerte Bastarde» waren
 ihm die Franzosen nicht; von Rosenbergs Sorge um die «Ba-
 stardisierung» Frankreichs beunruhigte ihn nicht.

Ob er bei einem Bücher-Autodafé mitgetan hätte? Man
 frage darum die Führer und Jünger des dritten Reiches. Sie
 wissen es sicher. (Oder man lese lieber in Goethes «Dich-
 tung und Wahrheit» darüber einiges nach!)

«Also sprach Zarathustra» und «Mein Kampf»!

Sokrates war kein Vorläufer Caligulas.

Oder soll sich der Denker von Sils-Maria den Uebermen-
 schen in dem Habitus eines Julius Streicher vorgestellt haben?

Feuilleton.

Ein ganz und gar vergessenes Buch.

Von Arthur Seehof.

Da gibt es ein in Holland vor vielen Jahrzehnten erschienen
 Buch, das heute ganz sicher alle Diktaturen, aber auch manche
 Demokratien nicht nur verboten, sondern gleich verbrannt haben
 würden, wenn es überhaupt in einem Lande dieser Erde in der
 entsprechenden Landessprache erschienen wäre. Die in Holland, in
 Amsterdam herausgekommene Ausgabe ist französisch. Und fran-
 zösisch ist auch das Original. Man wird es aber vergeblich in Frank-
 reich auf dem Büchermarkt suchen, wie überhaupt heute eine Suche
 nach dem Werk verlorene Mühe sein würde. In der einen oder
 anderen Bibliothek ist vielleicht noch ein Exemplar der 1864 von
 R. Charles, einem Amerikaner, herausgebrauchten Ausgabe zu fin-
 den. Aber das ist auch alles. Und dennoch ist dieses Werk eines
 der ehrlichsten, eines des aufrüchelsten Bücher der Weltliteratur.
 Sein Verfasser ist — was allerdings von Fritz Mauthner, aber kei-
 neswegs beweiskräftig genug, bestritten worden ist — Jean Meslier.
 Und sein Titel lautet «Mémoires des pensées et des sentiments».
 Die einzige und definitive Ausgabe, die Amsterdamer also, umfasst
 drei Bände und enthält neben dem eigentlichen Text eine biogra-
 phische Studie als Einleitung.

Jan Meslier — nach ziemlich zuverlässigen Angaben 1864 gebo-
 ren und 1733 gestorben — war Pfarrer in der kleinen, armen Ge-
 meinde Etrépy in der Champagne. Er lebte einfach wie ein Bauer

unter Bauern. Hielt sonntäglich brave, langweilige Dutzendpredigten
 und starb schliesslich als guter Christ für die — die sein Testament,
 sein Buch, nicht kannten.

Das ist — kurz gesagt — das revolutionärste Schriftstück eines
 vorrevolutionären Europa. In Deutschland konnte man zum ersten
 Mal etwas von Meslier und seinem Testament, allerdings nur äus-
 serst wenig, in deutscher Sprache lesen, als David Friedrich Strauss
 1870 sein Buch über Voltaire veröffentlichte. Aber dann ist es
 wieder still um den alten Franzosen geworden, bis schliesslich Pro-
 fessor Grünberg in der «Neuen Zeit» an ihn erinnerte, Professor
 Adler (Kiel) einmal von ihm sprach und Fritz Mauthner in seiner
 grossen «Geschichte des Atheismus» auf ihn zurückkam. Aber im
 Druck, in irgendeiner Uebersetzung, ist das Werk des Alten auch
 in diesen Zeiten nicht erschienen.

Der Pfarrer Meslier, der — nach seinem Testament — die Werke
 der Natur, ihre Ordnung und Schönheit als Werke Gottes nicht
 bewundern konnte, sah im Glauben nur einen Vorwand, «die Gläu-
 bigen zum Himmel zu führen und ihnen dort eine ewige Glückselig-
 keit zu verschaffen», die sie daran hindern sollte, «in Ruhe ihr
 wirkliches Glück auf Erden zu geniessen».

Meslier führte eine scharfe, ja oft brutale Feder. Die Enzyklo-
 pädisten waren aus verschiedenen Gründen gezwungen, mildere und
 weniger revolutionäre Töne anzuschlagen. Unser französischer Land-
 pfarrer jedoch denunzierte — und zwar in aller nur erdenkbaren
 Klarheit — die heiligen Schriften als Märchen und Aberglaube. Die
 ersten Christen bezeichnete er als «eine Sekte von elenden und ver-
 ächtlichen Menschen, die aus den Phantasien eines kümmerlichen

Volksethische Fragen.

Von Dr. med. F. Limacher, Bern.
(Fortsetzung)

Wo ein Familienvater, aus diesen oder jenen Gründen nicht in der Lage ist, seine Familie normal zu ernähren, hat der Staat die Pflicht, ihm in humaner Weise zu helfen. «Wer das nicht begreift», sagt ein Schriftsteller, «ist entweder ein Spitzbube oder ein Dummkopf.» Wir haben es auch in der Nachkriegszeit gesehen, dass der Staat dies begriffen und sogenannte Arbeitslosenunterstützungen ausgerichtet hat.

Damit streifen wir das Kapitel von der *Ernährung* des Volkes, welche mit der sogenannten Uebervölkerung im engsten Zusammenhange steht. In einem Staate der Gegenseitigkeit, welcher über die produzierten, zum Leben notwendigen Lebensmittel nach der Bedürfnisfrage verfügen könnte, würde kaum jemals Uebervölkerung eintreten, weil die zunehmende Volksmenge von sich aus schon den Boden intensiver bearbeiten würde. Es ist interessant, an dieser Stelle zu hören, dass laut den Mitteilungen eines kompetenten schweizerischen Kulturingenieurs das meliorisierte Gebiet bei Grenchen mit Getreide bepflanzt, für den ganzen Kanton Solothurn genügend Brotfrucht produzieren würde, und das gleiche wäre der Fall für den ganzen Kanton Bern, wenn das Gebiet der alten Aare zwischen Biel und Aarberg urbar und diesem Produkt dienstbar gemacht würde. Was in diesen beiden Kantonen zutrifft, hätte wohl auch noch in vielen andern Kantonen Aussicht auf Erfolg, und somit müssten wir in der Schweiz nicht teures, ausländisches Getreide einführen.

Unter der Herrschaft des egoistischen Staatsprinzips verhält die Sache sich aber ganz anders. Weil der besitzlose Kopf- und Handarbeiter mit seiner ganzen Familie von den Schwankungen des Marktpreises und von der Gewissenlosigkeit, der Selbstsucht und Habgier der Arbeitgeber abhängig ist, so muss er notwendigerweise schon bei der ersten ungünstigen Konstellation des Verhältnisses von Angebot und Nachfrage ins Elend und in Schulden geraten, aus denen er trotz Sparkassen und dergleichen Einrichtungen nicht mehr herauskommt, weil, wie ein Schriftsteller sagt, «die Plutokraten an nichts so verzweifelt festhalten, wie am Geld und sich lieber einen glühenden Draht durch die Nase ziehen lassen, als nur einiges Weniges von ihrem gewaltigen Ueberfluss dem leidenden Mitbruder zu opfern». Glänzende Beispiele dafür aus neuester Zeit bilden die Getreidespekulationen auf der Börse in Chicago, wo an einem einzigen Vormittag durch das Hinaufschrauben der Preise hunderte von Millionen von Dollars verdient wurden. Auch der auf der falschen Glaubenslehre der verblendeten Nationalökonomien fussende moderne Staat vermag das Elend und die Not der Proletarier nicht aus der Welt

zu schaffen, somit auch der Uebervölkerung nicht Herr zu werden. Es ist daher als Tatsache zu konstatieren, dass, weil die Verteilung der zum Leben notwendigen Nahrungsmittel eine höchst unrationelle ist, die grossen Volksmassen darben, während eine relativ kleine Zahl von Einzelpersonen in Ueppigkeit und Schwelgerei dahin leben.

Henry Ford sagt treffend: «Wir haben heute ein eingeleigtes Geldsystem. Es bewährt sich prachtvoll — für die Reichen. Es ist das an sich vollendete System für die zinsenziehenden, kreditbeherrschenden Finanzmänner, welche im wahrsten Sinne des Wortes den Gebrauchsartikel «Geld» besitzen. Das Volk ist aber auf dem besten Wege, zu sehen, dass es ein recht armseliges System für sogenannte «harte Zeiten» ist, da es das einspurige Geleise blockiert und den Verkehr sperrt. Sollen irgendwelche Interessen besonders geschützt werden, dann nur die Interessen — nicht einer Klasse, sondern des Gesamtvolkes. Vielfältigkeit des Absatzes und der Verwendung der Produkte, finanzielle Erleichterungen, sind die besten Abwehrmittel gegen ökonomische Krisen.» Bei Henry Ford könnten unsere Staats- und Volkswirtschaft-Finanzgenies in die Schule gehen, sie würden dann gezwungen, ihre heutige Auffassung gänzlich fallen zu lassen und für das direkte Gegenteil einzustehen.

Dieterici sagt in seinem Buche betreffend die Uebervölkerung folgendes: «Eine Uebervölkerung kann doch nur heissen, dass mehr Menschen auf einem bestimmten Landkomplex leben als darauf leben sollten oder leben könnten. Wenn die Menschenzahl auf einem gegebenen Raum aus den Produkten dieses Raumes genügende Existenzmittel erhält, so ist das richtige Mass an Bevölkerung vorhanden, daher kann man niemals sagen, dass tausend, fünftausend oder zehntausend Menschen die richtige Zahl für einen Quadratkilometer Land sind. Denn man kann theoretisch absolut nicht bestimmen, wie viel Nahrungsstoffe auf demselben erzeugt werden können und wie viel davon der einzelne Kopf im Durchschnitt verbraucht. Dabei kann die Ertragsmöglichkeit des Bodens rascher steigen als die Zahl der Menschen. Die Arbeit ist es vor allem, welche neue Werte schafft, die Vermehrung der Menschen vermehrt die Arbeitskräfte, der unbebaute Acker trägt Feldblumen, der bebaute aber Getreide. Zieht man zudem noch die Intelligenz der Menschen in Rechnung, so lässt sich gar nicht übersehen, wie gross die Menge der Existenzmittel infolge der verbesserten und rationelleren Landwirtschaft wird, so z. B. durch maschinellen Betrieb, durch die Anwendung von Elektrizität und dergleichen mehr. Die Regierung erleichtere den Erwerb von Land, begünstige die Arbeit und gestatte, dass jede Kraft sich voll auswirken darf.» Da ist der Ort, eines Mannes zuzudenken, welcher vor zirka

Schwärms ein Geschäft machten». In der Kirche der Zeit sah er die Sachwalterin der Herrschenden, und in den Armen und Aermsten die, welche die ganze Bürde des Staates, «alle Mühe und alles Elend» zu tragen haben. «Auf euch drücken nicht bloss Könige und Fürsten, sondern der ganze Adel, die ganze Klerisei und Möncherei nebst allen Rechtsverdrehern, allen Blutsaugern von der Finanz- und Steuerpacht und allem müssigen und unnützen Volke, das es auf Erden gibt. Einzig von den Früchten eurer sauren Arbeit leben alle diese Menschen ...; ihr allein schafft ihnen, was sie nicht nur zu ihrem Unterhalte, sondern auch zu ihren Lustbarkeiten bedürfen.»

Wer hat vor Marx so scharfe und durchschlagende Worte und Argumente gegen die Institution des Privateigentums gefunden? Wer, ausser Jean Meslier? Krieg, Klassenjustiz, Korruption und Verbrechen: die «Ordnung», die auf dem Privateigentum an den Produktionsmitteln beruht, hat sie zu immer scheusslicher Blüte getrieben. Die «Ordnung», die bewirkte «les fraudes, les tromperies, les fourberies, les injustices, les rapines, les vols, les larcins, les meurtres, les assassins et les brigandages, qui causent une infinité de maux parmi les hommes.»

Noch gab es kein Industrieproletariat, zu dem Meslier reden, keine organisierte und bewusste Massenbewegung, an die er sich wenden konnte. Und wenn er darum den Völkern mit lauter Stimme empfahl, sich durch den individuellen Mord «von ihrer Zwingherrschaft zu befreien», so ist das gewiss als ein Zeichen frühreifer Ungeduld, als krasse Unkenntnis historischer Gesetzmässigkeit,

aber keinesfalls — vergessen wir nicht die Zeit, in der Meslier lebte — als ein fluchwürdiges Verlangen hinzustellen.

Es war ein Leben der Lüge, das der arme französische Pfarrer führte und vielleicht führen musste. Die Kirche des Feudalismus, die er hasste und verfluchte, ernährte ihn. An kein Wort seiner Predigten glaubte er — und dennoch hielt er sie, ohne sich auch nur einmal dabei zu verraten. Wie muss die Maske, die er trug, in den Stunden, in denen er das Testament schrieb, gehöhnt, gelacht, geschrien haben. Denn ehrlich ist das Testament, Lüge aber das Leben Jean Mesliers. Lüge? Was hätte es denn schon genützt, für Gedanken einzustehen, die selbst durch die französische Revolution noch nicht verwirklicht werden konnten, und die auch heute noch, in dieser Stunde, von Staats- und Rechtswegen gelehnt, verdammt und verbrannt werden können?

Doch was im 17. Jahrhundert als Testament einer Nachwelt hinterlassen werden durfte, muss nun — und mag die Welt auch voller reaktionärer vergöblelter Teufel stecken — am hellen Tag und auf offenem Markt ausgesprochen und vertreten werden. Nicht eine Zeit hat mehr als die jetzige eindeutige Klarheit und kluges, sehr kluges, entschlossenes Vorgehen gefordert.

Das Werk Jean Mesliers, das Voltaire 1742 in einer allerdings sehr oberflächlichen Auswahl, die sich ausschliesslich auf das antikirchliche beschränkte, veröffentlichte die «Mémoires des pensées et des sentiments de Jean Meslier», — es ist — leider noch immer — kein verstaubtes, historisches Dokument für Philologen, sondern eine blutvolle, sehr aktuelle Kampfschrift.

20 Jahren bei uns in der Schweiz das «Recht auf Arbeit» einführen wollte. Es ist dies der kürzlich verstorbene Alt-Bundesrat Frey, dessen Vorschlag aber leider von seiten der Arbeitgeber mit den schärfsten und minderwertigsten Mitteln bekämpft in der Volksabstimmung verworfen wurde. Frey hat den Untergang seiner ganz im Sinn und Geist eines Hilty getragenen humanen Vorlage nicht verschmerzen können und ist daher von seinem hohen Amte zurückgetreten. Sein Andenken ist in Ehren zu halten, er war ein Staatsmann von guter Art, wie wir sie heute schmerzlich vermissen, in unserem Zeitalter der Advokatenkompromisse und Kulissenschieberen hinter der Bühne der Öffentlichkeit.

Die Ausführungen Dietericis, welche den Sitzungsberichten der ehemaligen königlichen Akademie der Wissenschaften in Berlin entnommen sind, beweisen wohl zur Genüge, dass die sogenannte Uebervölkerung oft genug nur ein Schattengebilde ist. Wie man Ueberschwemmungen künstlich erzeugen kann, so auch Uebervölkerungen. Bricht ein feindliches Herr in ein Land ein, ohne genügend Lebensmittel mit sich zu führen, so werden natürlich die Bewohner des betreffenden Landes ihrer Vorräte beraubt — beim Krieg der Franzosen gegen die Russen und Oesterreicher in der Schweiz im Jahre 1798 war im ganzen Kanton Uri noch eine einzige alte Kuh vorhanden —, Ursache ist die Uebervölkerung, sagt der Nationalökonom. Schleppt ein habsüchtiger Arbeitgeber zahlreiche Arbeitnehmer auf einem beschränkten Arbeitsplatz zusammen, gibt ihnen einen schlechten Lohn und verkauft ihnen die Lebensmittel zu Höchstpreisen, so ist wieder Uebervölkerung da, sagt wieder der gescheite Nationalökonom. Eine Uebervölkerung tritt aber niemals ein, solange kein Schieber oder Kriegsgewinner vorhanden ist, welcher im Zwischenhandel dem Volke den Bissen vom Munde wegschnappt oder die Verkehrsmöglichkeiten unterbindet. Daher ist keine Notwendigkeit vorhanden, die Uebervölkerung zu bekämpfen, Menschen in fremde Länder zu jagen oder durch künstliche Mittel die Zahl der Nachkommen zu beschränken. Ein guter Staat wird dafür sorgen, dass jedermann sich satt essen kann, dass niemand hungern muss, dass keiner friert oder moralisch verkommt. Viel eher jage man die Spitzbuben aus dem Lande, die dem Volke das im Schweisse des Angesichts sauer erworbene Brot rauben. Eine grosse Zahl naturgemäss lebender und normal arbeitender Menschen reichen einem Staate bei weitem mehr zum Vorteil als eine geringe, über grosse Flächen verzelte Bevölkerung. Diese Behauptung wird durch die Weltgeschichte jederzeit zur Genüge bewiesen.

Eine andere Autorität, H. C. Carrey, spricht sich über diese Verhältnisse in seinem Buche «Die Grundlagen der Sozialwissenschaft», wie folgt aus: «Bevölkerung und Reichtum haben nur dann Tendenz zur Vermehrung, genau so, wie auch die

Kultur des Bodens, wenn der Mensch seinen Gesellschaftsinstinkt betätigen kann. Zerfällt aber diese Möglichkeit, so haben sie die Tendenz, abzunehmen und die Schwierigkeit, Nahrung zu erhalten, stellt sich ein und wird immer grösser. Bevölkerung nützt die Stoffe der Erde aus, Entvölkerung nimmt dem Stoff die Nützlichkeit und bewirkt ein beständiges Sinken seiner Kraft, wodurch natürlich auch die Vorräte an Kleidung, Nahrung etc. abnehmen. Ganz genau verhält es sich so auch mit der geistigen Kraft. Bevölkerungszunahme schafft neue und verschiedenartige geistige Werte. Entvölkerung entthront den Intellekt, setzt an seine Stelle rohe physische Kräfte und reduziert damit die Mannigfaltigkeit der Beschäftigungen.»

Je weiser und sympathischer ein Staat regiert wird, desto normaler wickelt sich auch das Leben im dichtbevölkerten Gebiet ab, weil eine vernunftgemässe Regierung dafür sorgt, dass jedes Individuum genügend Platz zum Wohnen hat und so Krankheiten und Sittenlosigkeit verhindert. Henry Ford sagt über diesen Punkt: «Meine Arbeiter werden neben ihrer Fabrikfähigkeit noch Landwirtschaft, Gartenbau betreiben. Von Uebervölkerung kann daher niemals gesprochen werden. Durch die Konzentration der Bevölkerung haben wir vieles gelernt, was Wohnungshygiene und soziale Organisation betrifft.»

Bei Menschen, welche normal leben, normal arbeiten und im Geschlechtsleben normal sind, steigt der gesundheitliche und moralische Koeffizient beständig. Dabei darf aber eine Regierung nicht die Einzelpersonen ihrem Schicksal überlassen, sondern sie muss unablässig dafür sorgen, dass jedermann arbeiten und seine Lebensbedürfnisse normal befriedigen kann. Dazu ist notwendig, dass alle Organisationen der Selbstsucht energisch bekämpft werden. Zu diesen gehört in aller erster Linie die *Börse* und die mit ihr verbundene *Spekulation*, die Trusts, welche zusammen und einzeln die Hauptsache des Elendes und der sogenannten Uebervölkerung sind. Das Börsensystem kennt nichts anderes als Angebot und Nachfrage und ist daher Selbstsucht in konzentriertester Form. Auf der einen Seite werden dadurch einige wenige ohne Arbeit enorm reich, während Hunderttausende von Menschen in verpesteten Quartieren zusammengedrängt leben müssen. Wie an der Börse Geld verdient wird, dafür verweise ich noch einmal auf die Getreidebörse von Chicago. An derselben wurden an einem einzigen Vormittag in einer halben Stunde rund 200 Millionen Dollars (d. h. 1000 Millionen Franken Schweizer Währung) verdient.

Verweilen wir noch einen Moment bei der Spekulation, diesem Krebsgeschwür in unserem Wirtschaftsorganismus. Der Spekulant ist ein Schmarotzer, er produziert nichts, er nimmt mit List oder Gewalt den wirklich Arbeitenden den grössten Teil ihres Erwerbes weg, also im Prinzip gar nichts anderes,

Ochsen bestimmen einen Kirchenbau.

Am 8. Juni, abends, brachte der schweizerische Landessender, Studio Bern, eine Reportage vom Niesen-Kulm. Der Landessender will mit diesen Reportagen den Schweizern die Schweiz näher bringen. Ob dies auf diese Art möglich ist, wollen wir nicht erörtern. Verbilligte Bahnfahrten vermögen dies sicher besser als Reportagen. Eine Reportage von einem Sportereignis kann man sich ja noch gefallen lassen, aber Reportagen über Schweizer Landeskunde und Geographie scheinen verfehlt. Persönlich bin ich der Ansicht, dass sie der Anspruchslosigkeit der Radiohörer das «beste Zeugnis» ausstellen!

Am Schlusse der Reportage «zündete» man mit dem Scheinwerfer, oder dem Niesenlicht, auch ins Kiental. Einer der Herren erzählte dann bei diesem Anlass die «Sage» von der Entstehung der Kirche von Reichenbach. Da mir ein wörtliches Stenogramm fehlt, erzähle ich die «Sage» frei, also so, wie sie mir noch im Gedächtnis ist.

Man wollte im Kiental eine Kirche bauen, um die religiösen Bedürfnisse der Talbewohner zu befriedigen. Der Bau wurde begonnen, das Fundament gelegt, doch war es unmöglich, über die ersten Anfänge hinauszukommen. Jede Tagesarbeit war am folgenden Morgen zerstört, die Mauer auseinandergerissen. Die Ursache dieses Geschehens blieb im Dunkeln. Alle Wachsamkeit, alle Vorsicht war umsonst, ja, selbst Beschwören und Beten taugten nichts gegen diesen nächtlichen Spuk. Immer wieder waren am Morgen die Mauern zerstört.

Da erkannte man, wie immer früher, wenn etwas nicht gelingen wollte, dass das Kirchgebäude auf ungeweihtem Boden stand und nichts anderes übrig blieb, als einen neuen Bauplatz zu wählen. Man wurde rätig, den neuen Bauplatz durch ein Ochsengepann bestimmen zu lassen, wohl in der Annahme, dass Ochsen eine «bessere Nase» für «geweiht» und «ungeweiht» hatten als die Menschen. Das Gepann sollte durch das Tal laufen und da, wo die Tiere zuerst Halt machen würden, da sollte der Bauplatz gewählt werden.

Die Ochsen liefen durch das ganze Kiental und machten erst Halt vor Reichenbach, da, wo heute die Kirche steht. Auf diese Weise wurde geweihter Boden gefunden und darauf die Kirche errichtet. So glaubte man wenigstens!

Aber die Ochsen haben die Umgebung des Bauplatzes zu wenig in Rechnung gestellt. Wiederholt wurde die Kirche von Reichenbach von den Wassern der Kander heimgesucht und bei Hochwasser mit Schlamm und Geröll gefüllt. Die Sage fand ihren Abschluss in der trockenen Frage von Leo Held, dem Reporter des Studio Bern, der meinte, «Heute würde man wohl den Bauplatz der Kirche nicht von Ochsen bestimmen lassen!»

Dies wurde auch vom Erzähler der «Sage» bestätigt. Wirklich, soviel Selbstvertrauen haben die Menschen inzwischen bekommen, dass sie heute nicht mehr mit einem Ochsengepann auf die Bauplatzsuche gehen. Heute entscheiden, um mit der «Sage» zu sprechen, nicht mehr die Ochsen, wo und wann eine Kirche gebaut werden soll. Heute entscheiden andere Dinge, doch wollen wir — um den konfessionellen Frieden nicht zu stören — die Boshaftigkeit unterdrücken!